

Frauenstimme

Nr. 5 * 48. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

5. März 1931

Schlagwort: „Doppelverdiener“.

Unter dem Schlagwort „Gegen die Doppelverdiener“ wird wieder einmal, versteckt oder unverhüllt, der Kampf gegen die Frauennarbeit überhaupt geführt. Es ist ein gefährlicher Kampf für die Frauen und für die Sache, für die sie jahrzehntelang gearbeitet und gestritten haben, und es bedarf einer großen Wachsamkeit der Frauen, wenn sie sich nicht um die Früchte jahrzehntelanger Arbeit betrogen sehen wollen. Sicher ist in einer Zeit, die ihren Kindern nicht Brot und Arbeit in ausreichendem Maße zu geben vermag, der Kampf gegen die Doppelverdiener so lange gerechtfertigt, wie er sich gegen jene Personen richtet, die gemeinsam mehr als den notwendigen Unterhalt für die Familie verdienen. Aber man muß einmal ernsthaft die Frage prüfen, ob denn durch eine Ausschaltung der Doppelverdiener eine nennenswerte Anzahl von Arbeitsplätzen frei wird.

Die Berufszählung vom Jahre 1925 hat ergeben, daß 3 645 000 verheiratete Frauen, also 29 Proz. aller Ehefrauen, beruflich tätig sind. Zunächst steht man staunend vor dieser Zahl! Es scheint, als ob man mit ihr das Ei des Kolumbus gefunden hätte! Als ob es genügen würde, diese mehr als 3½ Millionen Ehefrauen aus dem Wirtschaftsprozess auszuschalten, um das uns bedrängende Erwerbslosenproblem zu lösen! Aber schauen wir einmal näher zu! Von diesen mehr als 3½ Millionen verheirateten berufstätigen Frauen arbeiten etwa 2,5 Millionen im Betriebe ihres Mannes, also in Handwerksbetrieben, in der Landwirtschaft, d. h. also in Betrieben, in denen die Frauen gar nicht durch bezahlte Kräfte ersetzt werden können, ohne daß die Wirtschaftlichkeit dieser Betriebe aufs Spiel gesetzt würde. Diese große Gruppe verheirateter Frauen kann also nicht ausgeschaltet werden.

Die nächstgrößte Gruppe umfaßt 20,6 Proz. der berufstätigen verheirateten Frauen, also etwa 750 000. Von diesen sind etwa 40 000 Hausangestellte, die naturgemäß ebenfalls nicht durch Männer ersetzt werden können. Die übrigen sind Arbeiterinnen in Industrien, die in jahrzehntelanger Praxis den Vorzug der Frauennarbeit vor der Männerarbeit für ihre Technik, wie in der Textil- und Bekleidungsbranche, erprobt haben, und in denen es einfach unmöglich ist, von heute auf morgen einen Stamm eingeschulter, bewährter Arbeiterinnen zugunsten neuer, unerfahrener Arbeitskräfte

auszuschalten. Also auch hier kann der Arbeitsmarkt nicht entlastet werden, zumal da auch die geringeren Lohnsätze der Frauen nicht für neu eingestellte männliche Arbeiter in Frage kämen.

Die nächstgrößte Gruppe mit 309 000 berufstätigen verheirateten Frauen umfaßt die „Selbständigen“, also Betriebsinhaberinnen, Besitzerinnen von Ladengeschäften, aber vor allem auch die in freien Berufen tätigen Ehefrauen. Es ist zu oft schon die Sonderaufgabe der Ärztinnen, Rechtsanwältinnen usw., die in den spezifischen Eigenschaften der Frau begründet liegt, erörtert worden, als daß man hier noch einmal im einzelnen auseinandersehen müßte, warum die Tätigkeit dieser Frauen einfach durch die Arbeit der Männer nicht ersetzt werden könnte. Was bleibt also für den Kampf gegen die Doppelverdiener noch übrig? Lediglich die 82 000 verheirateten weiblichen Beamten und Angestellten, von denen die in der Privatwirtschaft angestellten Frauen ja auch dem Arme des Staates rechtlich entzogen sind, und für die es vielfach ja auch zutrifft, daß sie mitarbeiten müssen, um der Familie den notwendigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Der Kampf gegen die Doppelverdiener wird sich also in der Praxis vor allem auf die verheirateten weiblichen Beamten konzentrieren, und in der Tat ist von volksparteilicher Seite in der Berliner Stadtverordnetenversammlung und in Eingaben des Zentrums ein Vorstoß in dieser Richtung gemacht und sind Maßnahmen, wie sie der § 14 der Abbaurechnung in verfassungswidriger Weise geschaffen hatte, aufs neue gefordert worden, zuungunsten der weiblichen Beamten und überhaupt der gesamten Frauen.

Es heißt also jetzt für die Frauen, auf der Hut zu sein, um ihre Rechte zu behaupten! Denn im Grunde hätten Maßnahmen gegen verheiratete weibliche Beamte, die ja nach den bisher gemachten Vorschlägen auch nur dann ergriffen werden dürfen, wenn der standesgemäße Lebensunterhalt der Familie gesichert und die dienstliche Tätigkeit der Beamtin nachweisbar durch ihre häuslichen Pflichten beeinträchtigt wird, für die Entlastung des Arbeitsmarktes keine ausschlaggebende Bedeutung. Vielmehr geht es um prinzipielle Fragen für die Frauen, die sie nur dann vorübergehend in den Hintergrund stellen dürfen, wenn tatsächlich der Gesamtheit damit ein Dienst geleistet wird. Das trifft hier aber auf keinen Fall zu.

Abnahme der Säuglingssterblichkeit.

Mit dem starken Geburtenrückgang in unserem Jahrhundert steht die erfreuliche Abnahme der Säuglingssterblichkeit in engem Zusammenhang. Und zwar ist es nicht nur die absolute Ziffer der gestorbenen Säuglinge, die naturgemäß mit dem Rückgang der Geburten sinken mußte, sondern auch die Abnahme der relativen Säuglingssterblichkeit hängt mit der Geburtenbeschränkung zusammen. Den Grund hierfür erblickt Professor Hanauer (Frankfurt a. M.) mit Recht darin, daß in den Arbeiterfamilien, bei denen seit dem Kriege in steigendem Maße eine Geburtenregelung eingeleitet hat, den weniger zahlreichen Kindern ein größeres Maß an Pflege und Fürsorge zugewandt werden kann, als das früher bei einer verhältnismäßig großen Kinderschar möglich war.

Die Hauptursache der verminderten Säuglingssterblichkeit liegt jedoch in den Wirkungen der organisierten Säuglingsfürsorge, die seit dem Beginn unseres Jahrhunderts einsetzte, und die jene legendäre Propaganda für das Selbsttöten entfaltete, das die Erfolge auf dem Gebiete der Säuglingshygiene erzielt hat.

Diese Abnahme des Säuglingssterbens, die in den letzten Jahren durchschnittlich von 13,8 auf 7,1 auf 100 Geborene, also etwa auf die Hälfte gesunken ist, kommt auch den unehelichen Kindern zugute, dank der besonderen Fürsorge, die durch die Berufsvor-

mundschaften und die Beaufsichtigung der Kostpflege gerade diesen Kindern zugewandt wird. Trotzdem ist die Sterblichkeit unehelicher Kinder immer noch doppelt so hoch wie die der ehelichen!

Als zweite bemerkenswerte Aenderung in den Sterblichkeitsverhältnissen bezeichnet Professor Hanauer das Verschwinden des sogenannten „Sommergipfels“ und das an seine Stelle getretene Vorkommen eines „Wintergipfels“. Früher galten Juli, August, September als die kritischen Monate der Neugeborenen, während ihnen heute die Sommerhitze anscheinend nicht mehr so viel anzuhaben vermag, der Winter dagegen mit seiner Kohlennot der größte Feind des Säuglings ist. Nicht mehr Magen- und Darmkrankheiten und Brechdurchfälle, die übrigens durch das iensenationale Verfahren der „Repfeldtät“ meist leicht zu beheben sind, bilden neuerdings die hauptsächlichsten Ursachen des Säuglingssterbens, sondern allgemeine Lebensschwäche und Lungenentzündung. Besonders groß war der Anstieg der an Lebensschwäche Gestorbenen in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren, was zweifellos auf das Konto der Kriegswirkung, jeftliche Erschütterung und Unterernährung der Mütter zurückzuführen war, auch auf den höheren Anteil der Knaben an den Geburten, die häufiger als die Mädchen an Lebensschwäche zugrunde gehen. Grippeepidemien und sonstige Erkältungskrankheiten, die Schwierigkeiten der Heizung, Bekleidung und Ernährung bedrohen die Neugeborenen auch weiterhin mit erhöhter Säuglingssterblichkeit.

Zu Unrecht vergessene Frauen.

Ärztinnen, Gelehrte, Kämpferinnen.

Die bedeutenden Frauen der Vergangenheit hätten ganz ernsthaften Grund, sich zurückgesetzt zu fühlen. Jedem Gymnasiasten ist Newton bekannt, und schon als Zwölfjährige bekommen wir es mit Euclid zu tun. Wer Pythagoras war, wissen wir im Schlafe. Aber dieses Schweigen herrscht auch bei Erwachsenen, wenn sie etwa gefragt werden, wer Mary Somerville war. Auch vielseitig gebildete Menschen werden auf die Frage nach dem Namen der Frau, die Newtons „Principia“ ins Französische übersetzte und so eins der bedeutendsten wissenschaftlichen Werke den Gebildeten ihrer Zeit erst zugänglich machte, stumm bleiben.

Was gehen die Naturwissenschaften, die Mathematik und die Philosophie die Frau an? Die Frau gehört an den Herd. So sonderbar vertraute Ansichten dringen bereits aus der Welt des klassischen Altertums an unser Ohr. Kennzeichnendweise sind die Berichte über jene Frauen, die im alten Rom und Griechenland hervorragendes leisteten, überaus dürftig. Und doch wissen wir, daß es bereits im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt in Hellas bedeutende Ärztinnen und Philosophinnen gab. Kurz wird die Gattin des Pythagoras, Theono, in alten Quellen erwähnt, die immerhin nach dem Tode ihres Mannes die von ihm geleitete Philosophenschule erfolgreich weiterführte und außerdem eine der berühmtesten Ärztinnen ihrer Zeit war. Hippokrates und Plinius erwähnen überhaupt des öfteren die bahnbrechenden Leistungen weiblicher Ärzte. Ihre Namen hat die Welt längst vergessen. Im Mittelalter besand sich die Heilpraxis zum größten Teil in den Händen von Mönchen und Nonnen, unter denen die heilige Hildegard die berühmteste war. Aber in vielen Ländern war es den Frauen gesetzlich verboten, sich aus dem Gebiete der Heilkunde zu betätigen, und so finden wir kaum eine berühmte Ärztin bis zu dem Zeitpunkte, da Elizabeth Anderson den Kampf gegen ihre Zeit aufnahm.

Als Elizabeth Anderson im Jahre 1836 zur Welt kam, war es ganz ausgeschlossen, daß eine Frau sich dem Studium der Medizin zuwandte. Das wäre geradezu schamlos gewesen. Nachdem die Anderson also vielfache vergebliche Versuche unternommen hatte, in eine der bestehenden medizinischen Schulen aufgenommen zu werden, studierte sie im Londoner Hospital privat Anatomie und nahm bei den bedeutendsten Professoren jener Zeit Unterrichtsstunden. Nach vielen Jahren unverdrossenen Kampfes erhielt sie endlich ein Diplom, das es ihr ermöglichte, sich als erste Frau Englands als praktischer Arzt niederzulassen. Ihr nächstes Ziel war die Gründung eines Spitals, in dem bedürftige Frauen von Ärztinnen behandelt werden sollten. Das Londoner New Hospital, ihre Gründung, beschäftigt heute nur Ärztinnen, und noch bevor Elizabeth Anderson im Alter von 81 Jahren starb, hatte sie die Genugtuung, zu wissen, daß sie den Frauen Englands den Zugang zum ärztlichen Berufe gebahnt hatte.

Die Leistungen der Frauen in den Naturwissenschaften sind niemals nach Gebühr gewürdigt worden. Nur ein Student der Astronomie oder ein berufsmäßiger Astronom kennt heute das gewaltige Werk Caroline Herschels, der Schwester und Assistentin des berühmten William Herschel (des Entdeckers des Planeten Uranus — d. Red.). Und doch war sie es, von der der Plan zu Herschels Lebenswerk ausging. Nacht für Nacht saß sie bis zum Morgengrauen am Fernrohr, während es oft so kalt war, daß die Linse in der Fiasche gefror. Sie überprüfte jede Beobachtung ihres Bruders und machte das Werk ihres Bruders der wissenschaftlichen Welt erst zugänglich. Ja, man ist heute der Ansicht, daß ihr das Hauptverdienst am Ruhme ihres Bruders gebührt. Nur Spezialisten sind heute die Namen anderer hervorragender weiblicher Astronomen bekannt. Wer wußte etwas von Hortense Lepaute, der bedeutendsten Astronomin Frankreichs? Oder von Henriette Leavitt, von der Henry Smith Williams sagt, daß sie die einzige Frau unserer Zeit sei, der in der Astronomie Wesentliches zu verdanken ist! Welcher Student der Physik hört überhaupt etwas von Mary Somerville deren englische Uebersetzung von Laplaces „Himmelsmechanik“, dieses Ewigkeitswerk, erst berühmt machte und Laplace zu jener Geltung verhalf, die er sonst vielleicht nie erlangt hätte? Laplace selbst sagte von ihr, daß sie die einzige Frau sei, die sein Werk verstehe. Mary Somerville, die selbst originelle und bedeutende wissenschaftliche Leistungen vollbracht hat, gehört heute ebenso zur Arme der unbekannteren großen Frauen wie vielleicht — die Gattin Lavoisiers.

Sie wußten, daß Lavoisier verheiratet war, sagen Sie; aber was hat seine Frau schon geleistet? Nun, Lavoisier brauchte für seine Arbeit Auszüge aus zahlreichen Büchern, die ihm, da sie in fremden Sprachen geschrieben waren, nicht zugänglich waren. Seine Frau war entschlossen, ihm zu helfen. So erlernte sie das Lateinische und Englische und wurde die vollkommene Uebersetzerin jedes in lateinischer oder englischer Sprache abgefaßten Buches, das ihr Gatte benutzen wollte. „Und das ist alles?“ fragen Sie? Nein, durchaus nicht. Als Schülerin des berühmten französischen Meisters Louis David und als ausgezeichnete Kupferstecherin unternahm es diese vielseitige Frau, die bereits die Ergebnisse aller Experimente ihres Gatten niedergeschrieben hatte, seinen berühmten „Traité élémentaire de Chimie“, das erste Lehrbuch der modernen Chemie, zu illustrieren.

Und nach Lavoisiers tragischem Tode (Lavoisier wurde während der französischen Revolution hingerichtet — d. Red.) hat sie seine Memoiren herausgegeben.

Wer ist die „Hexe von Agnesi“? Nein, sie ist keine der drei Hexen aus Shakespeares „Macbeth“. Es ist die Bezeichnung einer mathematischen Kurve, die eine der bedeutendsten Frauen, die je gelebt haben, gefunden hat. Maria Soetana Agnesi, die im Anfang des 18. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, war nicht nur eine außerordentliche Mathematikerin, sondern auch eine Sprachforscherin und Philosophin von Ruf. Im Alter von neun Jahren veröffentlichte sie eine in lateinischer Sprache geschriebene Abhandlung, in der sie das Recht der Frau, sich wissenschaftlichen Berufen zuzuwenden, verfocht. Als Dreizehnjährige besaß sie gründliche Kenntnisse des Griechischen, Hebräischen, Französischen, Spanischen, Deutschen, Lateinischen und — wie ihr Biograph bescheiden hinzusetzt — „noch anderer Sprachen“. Ihr Vater war Professor der Mathematik an der Universität von Bologna. Als Fünfzehnjährige folgte sie ihm in seine Gelehrtenzirkel und nahm dort an den schwierigsten philosophischen Diskussionen teil. Sie veröffentlichte nicht nur bedeutsame Studien aus dem Gebiete der Infinitesimalrechnung, sondern wurde auch, als ihr Vater erkrankte, von der Universität Bologna auf den Lehrstuhl für Mathematik und Naturphilosophie berufen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in der Zurückgezogenheit des Klosters.

Sind Ihnen die Namen Elizabeth Fry oder Madame Lefebvre je untergekommen? Nein? Und doch ist Elizabeth Fry jene Frau, deren unermüdblichen Anstrengungen es gelang, die englische Gefängnisreform durchzusetzen, und Madame Lefebvre jene Chemikerin, in deren Kopf — 50 Jahre, bevor ihre Entdeckung in die Praxis umgesetzt wurde — der Gedanke auftauchte, aus der Atmosphäre Nitrate zu gewinnen.

Nur ganz wenige aus der großen Schar der zu Unrecht vergessenen Frauen wurden hier erwähnt. Stünden sie aus ihren Gräbern auf, sie hätten wahrlich Grund, sich über das ungerechte Gedächtnis der Menschheit zu beklagen, das Männern die Erinnerung bewahrt hat, die durchaus nicht Leistungen vollbracht haben, welche die der zu Unrecht Vergessenen übertreffen würden. B. Pitkins.

Gemeinnützige Ehevermittlung.

ments, da es sich meistens darum handelte, für die verwaisten Erwerbsunternehmungen dieser Witwen wieder einen männlichen Leiter zu bekommen. Professor Fettscher stellt in den Mittelpunkt seiner Vorschläge mit Recht die Untersuchung auf biologische Ehetauglichkeit. Als erste Anknüpfungsmöglichkeit hält er die Heiratszeitung nicht für ungeeignet. Jeder Bewerber aber hat sich einer vertrauensärztlichen Untersuchung zu unterwerfen, die Familieneigen-tümlichkeiten, innere Organe, Wassermannsche Reaktion und Urin-untersuchung umfaßt. Ferner sollen verlangt werden ein polizeiliches Leumundszeugnis, ein Ledigkeitszeugnis, Einkommensteuerbescheid eventuell Bankkontoauszug oder Anstellungsurkunde, um Schwindlern die Benutzung der gemeinnützigen Ehevermittlung zu verwehren und dem berechtigten Wunsche des anderen Partners nach Klarheit Rechnung zu tragen. Nach dieser Vorprüfung wird eine Karteikarte über den Bewerber mit einer Decknummer ausgestellt, unter der er seine Wünsche betreffs des Ehepartners in einer „Brieftiste“ auführen kann. Diese wird unter der Bedingung strengster Discretion an in Betracht kommende Partner weitergegeben. Ueber eine Reichszentrale wird dann der zunächst unter einer Chiffre gehende Briefwechsel angebahnt. Die ärztliche Untersuchung der Ehebewerber könnte in den kommunalen Eheberatungsstellen erfolgen; natürlich wäre auch eine private Untersuchung auf eigene Kosten durch Vertrauensärzte gestattet. Die übrigen Unkosten wären durch einen mäßigen Beitrag der Bewerber selbst aufzubringen, denn wer auf Freiersfüßen geht, dürfe immerhin nicht vollständig mittellos sein. Die Mittel, die für Annoncen und Heiratsvermittlungen zweifelhaften Charakters aufgebracht werden, beweisen ja die Rahlingswilligkeit des Publikums.

Der Vorschlag Professor Fettschers, die sozial, biologisch und persönlich so unendlich bedeutungsvolle Eheanbahnung dem blind schaltenden Zufall und den Klauen der Prostitution zu entreißen, ist sicherlich erwägenswert. Freilich muß man sich auf diesem komplizierten Gebiete vor allzu weitgehenden Erwartungen hüten und die Grenzen des Rationalismus gegenüber der gewaltigen irrationalen Macht, dem erotischen Triebe, klar erkennen. Selbst das prächtigste Tauchlichtzeugnis und der einwandrigeste Wassermann können nicht das erzwingen, was man gemeinhin Liebe nennt. Die öffentliche Ehevermittlung wird sie's auf die „Masse Mensch“ — in allen Gesellschaftskreisen — beschränkt bleiben: für differenzierte, geistig und seelisch anspruchsvolle Menschen ist dieser Weg unebenbar. Mit fortschreitender Emanzipation der Frau aber wächst dauernd die Zahl von Lebensbänden auf der Grundlage geistiger Kameradschaft. Da sind Büro und Fabrikssaal, Personalmensa, Sportplatz, Bände und Vereine aller Art bessere Ehevermittlungsstellen als ein noch so fein und vielseitig ausgestattetes Vermittlungsinstitut.

Feinde der Hausfrau.

Schmutz und Ungeziefer.

„Der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse“ — unwillkürlich kamen einem diese Worte Memphis in den Sinn, als man kürzlich die Ausstellung der Heißbaudi (Hauswirtschaftlicher Einkaufs-, Beratungs- und Auskunftsdienst) in Berlin — „Die Insekten als lästige Feinde der Hausfrau“ — besichtigte, denn der mit Anschauungsmaterial vielfeigster Art überreich gefüllte Saal erinnerte wirklich an eine Heerschau, die der Höllenfürst über seine krabbelnden Untertanen abhielt. Kein Wunder, daß manche Hausfrau die serienweise in Reih und Glied geordneten Zwei-, Vier-, Sechz- und Mehrfüßler mit leisem Schauder betrachtete und beim Verlassen des Saales meinte: „Huh! Das war mal kribbelig!“ Aber wenn man das „kribbelige“ Gefühl überwunden hatte und aufmerksam in Augenschein nahm, was hier alles zu sehen war, dann konnte man doch gerade als Hausfrau unendlich viel lernen. Denn der Kampf um Volksgesundheit und tägliche Hygiene liegt ja zum größten Teil in der Hand der Frau, und der Kampf gegen Schmutz und Ungeziefer gehört zu den wichtigsten Aufgaben, die eine Hausfrau zu erfüllen hat.

Da sind zunächst die Vorratschädlinge: der Kornkäfer, ein etwa 4 Millimeter langer, dunkler Käfer, den vor allem die Landfrau kennen muß, denn er findet sich im Getreide auf Schüttböden und Speichern; ferner der Getreideplattkäfer, ein etwa 3 Millimeter langer, hellbrauner Käfer, der sich in Getreide, Graupen, Mehl und Teigwaren, an Tabak, getrockneten Feigen und Badoß findet, und endlich die Kornmotte, die der Landwirt den „weißen Kornwurm“ nennt, die in der Zeit von April bis August auf Kornspeichern an den Wänden sitzt und abends ihre Eier an die Getreidekörner ablegt. In Mehlvorräten der Bäckereien und Haushaltungen lebt der Mehlkäfer, ein etwa 15 Millimeter langes, 5 Millimeter breites, dunkles Tier, dessen Larve, der „Mehlwurm“, als Futter für Singvögel bekannt ist. Zu den gefährlichsten Schädlingen gehört sodann die Mehlmilbe, die sich vor allem in feucht und dunkel lagerndem Mehl entwickelt. Das beste Kennzeichen dafür, daß Milben vorhanden sind, ist der widerlich süßliche Geruch, den das Mehl dann annimmt. Aber die Milbe findet sich auch in Grüns, Grieh und Graupen, auf altem Käse, an Rüben und verdorbenen Nahrungsmitteln. Sie geht über auf Tapetenwände, in Polstermöbel und anderen Hausrat und kann so zu einer schweren Plage des Haushalts werden. In harten Backwaren, Nudeln, Hafersflocken, Reis, Graupen, getrockneten Pflanzen, Sämereien, aber auch in Buchenbänden ist der Brotbohrer oder Brotkäfer zu finden, ein 2 bis 3 Millimeter langes, rötlich-weißbraunes Käferchen mit dichter Behaarung. Seine Larven sind rund, dick und sechsfüßig.

Da alle diese Insekten sich rasch vermehren und im Anfangsstadium oft übersehen werden, so bedarf es besonderer Aufmerk-

samkeit der Hausfrau, die Vorräte in Küche und Speicher aufbewahrt. Sorgsam muß sie von Zeit zu Zeit nachsehen, zur Lüftung und trockene Lagerung sorgen, für peinliche Sauberkeit und tüchle Aufbewahrung. Hat sie das veräumt und findet sich Ungeziefer an, dann hilft nur eine energische, zielbewußte Bekämpfung. Die Räume müssen völlig entleert und gründlich gesäubert werden. Alle Fugen und Ritze bestreicht die Hausfrau mit Teeröl. Nicht immer kann die Bekämpfung der Insektenplage durch Privatpersonen erfolgen. So ist z. B. die Anwendung von Blausäure zur Vertilgung der Mehlmotte in Mühlen oder großen Vorratskammern äußerst gefährlich. Auch die Anwendung von schwelliger Säure und von Schwefelkohlenstoff ist an genaue, vorher einzuholende Belehrung gebunden. Unentgeltliche Ratschläge erteilt die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, die in verschiedenen Gegenden des Reiches Zweigstellen hat. In feineren Haushaltesvorräten kann man Ungeziefer, wie z. B. die Mehlmotte, durch mehrmaliges Sieben in Abständen von einigen Wochen entfernen. Selbstverständlich müssen alle Behälter und Beutel sorgsam desinfiziert werden. (Im heißen Backofen oder in kochendem Wasser.)

Außer diesen Vorratschädlingen gibt es im Haushalt jedoch noch andere Plagen. Da ist die Motte der Kleiderchränke, der die Hausfrau nur durch sorgames Ausklopfen und Ausbürsten durch Lüften und Anwendung eines Schutzmittels, wie Naphthalin oder Mottentugeln u. a., zu Leibe gehen kann. Da ist die Küchen-schabe, ein schwarzer, ekelregender Käfer, der durch eine Mischung von Borax und Zucker zu gleichen Teilen oder durch Insektenpulver vernichtet wird. Ein besonderes Kapitel ist die Wanzen- und die Mäuse- und Rattenplage. Hier helfen meist nur durchgreifende Maßnahmen, denn in der Regel ist nicht nur ein Zimmer, sondern die ganze Wohnung, ja das ganze Haus verunreinigt. In solchem Falle sollen sich alle Hausfrauen zusammenschließen und eine energische Säuberungsaktion unter Anwendung von Vertilgungsmitteln, die in jeder Drogerie erhältlich sind, in die Wege leiten. Erfreulicherweise finden wir einen solchen Zusammenschluß sehr häufig in Kleingärten und Laubentofonien, in denen alljährlich ein wahrer Feldzug gegen Mäuse und Ratten eröffnet wird. Gerade auf diesem Gebiete bedarf es noch der Aufklärung und Belehrung, speziell in Hausfrauenkreisen, denn nur zu oft geschieht die Uebertragung von Krankheiten aller Art durch Ungeziefer. Es ist deshalb sehr zu beglücken, daß die Heißbaudi nicht nur unentgeltlich Auskünfte über die Bekämpfung der Insektenplage gibt, sondern auch, ebenso wie die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Flug- und Merkblätter abgibt und versendet. Es bedarf noch einer sehr eifrigen aufklärenden Arbeit, um den Hausfrauen die Beseitigung dieser „kribbeligen“ Dinge im Dienste der Volksgesundheit zu ermöglichen. E. M.

Kinder singen auf der Strasse

Sie schmettern ihr Lied, sich allein zur Freude

Voller Schwermut hängt der Winterhimmel über der Stadt. Auch das Antlitz der Stadt spiegelt Schwermut. Der Rauch der Schöte zerfließt schwarz auf dem Grau und zottelt langsam über die Dächer, die feucht schimmern von den Nebeln der langsam herandämmernenden Nacht.

Manchmal blauen kleine Aetherinseln auf und leuchten eine Zeitlang mit silberhellen Säumen, bis schwere Wolken sie wieder unter sich begraben. Die Straßendäume halten ihre Nester wie gespreizte Reifgüßeln in die Luft. Ihr totes Laub ist mit dem Staub des Asphaltis in die Gasse gefehrt und wie Müll und Schutt abgefahren worden.

Aus Seitengassen kommt der Wind, der dort geduckt lauert, um die Ecke gefegt und fällt einen überraschend an, ehe man den Hut tiefer in die Stirn gezogen hat. Sein Atem ist kalt und frostig geworden; Gesicht und Hände empfinden unangenehm, wie sich die vertühlende Haut rötet, und ziehen sich verdrössi in Krügen, Pelz und Handschuhe zurück. Die Schaufenster langweilen sich in dem unfreundigen Wetter und sehnen das künstliche Licht der Abendbeleuchtung herbei, das ihre Auslagen in Märchen von Farbe und Schimmer verwandelt.

An einer Haltestelle warten schwarzgekleidete Menschen auf die Elektrische. Die Männer stehen steif, zurechtgetaktelt, zylindergedront und plaudern in Gruppen. Abseits von ihnen haben sich einige Frauen um eine Kranzträgerin geschart. Das wagenradgroße Vorbergebinde ist mit weißen Chrysanthemem und einer weißen, goldgeschristeten Schleife geziert. Zwei Wagen füllen sich mit Trauerteilnehmern. Sie bimmeln leiser als sonst, da sie die Fahrt nach dem Friedhof beginnen.

Noch höre ich ihr schrilles Geräusch in der nächsten Kurve, da halt ein Kinderfingen an mein Ohr. Es ist eine lustige Weise die, unbekümmert um Wintertrübais und Trauer, in den gewohnten Warm des Tages einbricht. Drei kleine Knaben, die stichtlich über

die Kraft ihrer Stimmen erstreut sind, singen weniger schön als laut. Auf den ärgerlichen Zuruf eines Passanten hin schweigen sie verdukt.

War dem Manne die kleine Ausgelassenheit so unangenehm? Störten ihn die kindlichen Stimmen mehr als Autohupe, Motorgeratter, Radfahrergeltingel und Lastwagengepolter? Fast scheint es so. Aber die kleinen Sänger haben sich den Zwischenfall nicht sehr zu Herzen genommen. Sie singen eine neue Weise. Das Lied vom Müller, dessen Lust das Wandern ist. Das heißt: der Größte singt den Text, den er wohl in der Schule gelernt hat; die anderen beiden trompeten nur die Melodie, indem sie auf dünnen Holzstäben, die von eifrig fingernden Händen bearbeitet werden, mit Begeisterung und Ausdauer blasen. Der Wind wühlt ihnen derb in Kleidern und Haaren, denn sie sind mantel- und mühenlos. Es schert sie nicht. Sie singen.

Ihr fröhliches Trio triumphiert minutentlang über die geräuschvolle Hast der Menschen. Dann verlieren sich die Stimmen, als marschierende die Knaben tiefer und tiefer in einen dichten Wald. Der vereinzelt, mein Ohr noch erreichende Ton wird kleiner und leiser, bis er nicht mehr zu hören ist. Die Menschen, die mir entgegenkommen, scheinen den frohen Gesang gar nicht gehört zu haben. Auf ihren gleichgültigen Gesichtern blieb nicht die winzigste Spur einer Freude zurück.

Unterdesen ziehen die Knaben sicher schon am anderen Ende der Straße. Ihre Unbekümmtheit ist beglückend. Sie singen, ohne dazu gebeten worden zu sein. Sie singen, ohne nach Anerkennung und Beifall zu fragen. Ihr Lied klingt. Sie schmettern es, sich allein zur Freude.

Verwunderlich ist, daß der schwermutstrübe Winterhimmel auf einmal so aufgeheitert dreinstaut. Ein warmer Sonnenstrahl fällt in die langdurchtönte Straße. Klang ist Licht geworden. Eine goldene Spur leuchtet den Sängern nach. B.

Russische Kinder.

Beide zusammen waren ungefähr 11 Jahre alt. Es ist noch nicht lange her, da waren die beiden meine besten, meine treuesten, meine selbstlosesten Freunde; kein Morgen verging ohne ihren telephonischen Anruf, an festgesetzten glücklichen Tagen pflegten sie, brennend vor Ungeduld, mit schuldbehafteten Miene zwei Stunden vor der verabredeten Zeit zu erscheinen. Nur elementare Naturereignisse, wie strömender Regen oder heftiger Sturm vermochten sie von diesem Besuch zurückzuhalten. Dann wurden nämlich ihre Mäntel und Ueberschuhe versteckt. Und an solchen Tagen war für uns alle drei das Leben leer und kalt.

Nie wurde ich müde, die dünnen fernsten Stimmen im Telephon zu hören. Erst pflegten sie über die laufenden Tagesneuigkeiten zu berichten. Einmal hatten die Lausbuben der Nachbartage eine Papierschlange an den Schwanz gebunden. Das verängstigte Tier rannte wie besessen über den Hof, raste aufs Dach, wo die Papierschlange vom Wind in die Höhe gewirbelt wurde, so daß ihre Hinterpfoten sich hoben und sie wie ein Akrobat im Zirkus auf den Vorderbeinen lief. Ach, war das komisch! Sogar Wowa mußte lachen, obwohl er sieben Jahre alt war und schon allerhand erlebt hatte. Und dann — ach ja — der große Karpfen im Aquarium war eingegangen. „Jemand“ hatte ihm „ganz aus Versehen“ mit den Bröseln vom Tisch Pfefferkörner ins Wasser gestreut, die hatte er nicht vertragen und war gestorben. Und jetzt schwamm er mit dem Bauch nach oben auf der Oberfläche des Wassers. Ach, das konnte einem leid tun! Und Wowa ist in die Kammer gegangen, wo ihn keiner sieht, und hat geweint — obwohl er schon allerhand erlebt hat. Und in Wovas Schule — er geht nämlich seit einiger Zeit zur Schule — haben die Kinder beschlossen, eine Wandzeitung herauszugeben. Und in Wovas Kindergärten sammeln sie Geld für den Aeroplan „Pionier“.

Waren die Neuigkeiten erschöpft, dann pflegte der Ältere, Wowa, nach einer kleinen Pause mit ziehender Stimme zu fragen: „Ja, und wollen Sie, daß wir, Wowauscha und ich, heute zu Ihnen kommen?“

Natürlich wollte ich.

Eine halbe Stunde später erschienen sie, das ganze Haus mit lärmender Freude erfüllend.

Unentwegt umherhüpfend und in alle Zimmer hineinschauend, halfen sie sich gegenseitig aus den Mänteln. Ihre kleinen Gesichter leuchteten vor Freude; aus ihren Augen strahlte tiefstes Glück.

„Du, heute wollen wir ihm mal die Cholera operieren, wollen wir?“ fragte der kleine Wowa eifrig, während er die Kamelhaarhöschen auszog, mich mit dem gemachten grimmigen Blick des professionellen Chirurgen fixierte: „Wowa, paß auf, daß er nicht davonläuft!“

Auf welche Weise bei ihnen die seltsame Vorstellung vom Vorhandensein von Cholerabazillen in meinem Bauch entstanden war und wie sie auf das Operierpiel gekommen waren, das weiß ich nicht mehr. Aber schließlich, warum sollte es nicht die Cholera sein? Mit einem Papiermesser bewaffnet, klotterten sie schnaufend auf mich herum und begannen, nachdem sie sich über den Aktionsplan geeinigt hatten, meinen Körper treuz und quer mit dem Messer zu bearbeiten.

„Schneide ja nicht in die Brust!“ schrie Wowa, ganz rot vor Anstrengung, während er mit vor Eifer heraushängender Zungenspitze an meinen Rippen herumfäbelte. „Dort ist das Herz, Wowa, schneide nicht, sonst stirbt er!“

„Wenn aber die Cholera in seinem Herzen ist?“ fragte Wowa besorgt.

Dann spielten wir rote und Weiße. Natürlich mußte ich immer die Besiegten, folglich stets auch die Weißen spielen, denn die Roten waren natürlich unbesiegbar.

Nachher sahen wir uns ein Album mit bunten Bildern an und Wowa bemerkte skeptisch, indem er ein Auge zukniff:

„Bloß zwei Bäume, das ist doch kein Wald. Und der Schornstein auf dem Haus, der räuchert ja gar nicht!“

Und dann lasen wir das Buch „Meine Freuden“, in dem die spannenden Erlebnisse eines Hundes von ihm selbst erzählt werden.

„Wie hat er denn das geschrieben?“ fragte Wowa ungläubig. „Wie schreibt denn ein Hund?“

„Nein, das ist wirklich“, bemerkte Wowa, nachdenklich die Brauen hochziehend, „so ein tüchtiger Kerl! Aber wie hat er bloß gewußt, wo ein Komma hinzumachen ist?“

Endlich setzten wir uns in eine Ecke auf das Sofa und plauderten friedlich über dieses und jenes. Das war die Stunde der Fragen und Antworten. Fragen gab es tausend. Warum sich die Erde dreht und wer sie stößt. Woher der Wind kommt. Was ist ein Kommissar? Können Kinder auch Heiden werden? Wie baut man eine Fabrik? Warum darf ein Pionier nicht rauchen, wenn doch die

Kommunisten rauchen? Alle diese Dinge interessierten sie brennend, waren erfüllt mit besonderem, geheimnisvollem Sinn.

„Warum stehen alle auf, wenn man die Internationale singt?“ fragte Wowa, „ist das das wichtigste Lied bei den Kommunisten?“

„Ja.“

„Aber warum stehen dann die Bourgeois auch auf?“

„Dummkopf!“ bemerkte Wowa überlegen, „das machen sie absichtlich, damit man nicht weiß, daß sie Bourgeois sind.“

Bei Tisch erklärte der Jüngere, Wowa, während er aufgeregter nach dem Konfekt schielte:

„Aber unser Wowa ist ein großer „Frisser!“

„Woher kennst du denn dieses Wort?“

„Na, was ist da zu kennen, wenn er immerzu frißt und frißt — und überhaupt Konfekt.“

Und im Vorzimmer beim Anziehen sagt Wowa mit seinem lebenswürdigsten Lächeln:

„Wenn Sie wollen, kommen wir gestern wieder! Willen Sie?“

Aber seit einiger Zeit sind diese Besuche immer seltener geworden und haben schließlich ganz aufgehört. Kann es möglich sein, daß sie mir untreu geworden sind? Ist das das Ende einer so festen innigen Freundschaft? Lange Zeit ging ich Erklärungen aus dem Wege. Aber neulich hielt ich es nicht mehr aus und fragte, als ihr telephonischer Anruf kam:

„Wowa, sag mal, was ist eigentlich los? Weshalb habt ihr aufgehört, zu mir zu kommen? Sind wir nicht mehr Freunde?“

Und er antwortete in einem Ton, der deutlich zwischen Freude, Stolz und Bedauern schwankte:

„Ach, aber nein! Bei uns ist jetzt nämlich ein Ladeplatz. Wowa und ich, wir organisieren jetzt die Sammlung für die Abfallverwertung in unserem Hause. Na, du wirst begreifen, wer sonst, wenn nicht wir?“

Ich habe begriffen.

(Aus dem Russischen von Alma Lepetz.)

Kindergeist.

Hausbesitzer — arbeitslos.

Der Lehrer ersucht eines Tages diejenigen Kinder aufzustehen, deren Vater arbeitslos sei. Unter denen, die aufgestanden sind, befindet sich auch der Sohn eines bekannten Hausbesitzers. „Manu, Karl“, sagt der Lehrer, „warum stehst du denn auf?“

„Mein Vater“ — sagt Karl — „hat nie keine Arbeit nicht.“

Er „still“ das Kind.

Hans ist das einzige Kind seiner Eltern und insofern selbstverständlich ein für sein Alter ganz besonders kluger Junge. Einmal, als er etwa zehn Jahre alt war, nahm ihn seine Mutter mit zu Tante Dora, welche eben ein Kind bekommen hatte. Mutter saß an Tante Doras Bett, die Wärterin war gerade herausgegangen und Hans beschah sich neugierig den Säugling. Plötzlich erhebt der Kleine sein Stimmchen und fängt gottschämlich an zu schreien. Hansens edle Gefühle regen sich und er versucht beruhigend auf das Kind einzuwirken, indem er grimassenschnend und unartikuliert laut ausstufend einen Indianertanz um das Bettchen aufführt. Bewundert blicken die Mutter und Tante Dora auf Hans. — „Aber, Junge, was machst du denn da?“ — fragt endlich die Mutter. Und Hans antwortet mit Selbstgefühl: „Ich stille das Kind!“

Das Tischgebet.

Der Lehrer fragt die Kinder in der Religionsstunde, ob die Kinder zu Hause ein Tischgebet beten. Einige bejahen die Frage, andere schweigen. Der kleine Rudi hebt die Hand und sagt: „Mein Vater betet auch manchmal während dem Essen.“ — „Wie betet er denn, Rudi?“ — fragt der Lehrer. — „Er sagt: Herr Gott, ist das wieder ein Fraß!“

Ein Weihnachtsbericht.

Die kleine Inge soll in einem Aufsatz über Weihnachten berichten. Sie fängt den Aufsatz folgendermaßen an: „Zu Weihnachten war es sehr lustig. Alle Onkel und Tanten haben Schokolade und Lebkuchen mitgebracht und mein Bruder hatte Zahnweh.“

Ein armer Löwe.

Die Mutter nimmt Klein-Inge mit in die Gemäldergalerie. Sie stehen längere Zeit vor einem Bilde, das eine Christenverfolgung im alten Rom darstellt. Klein-Inge steht sich das Bild, auf dem dargestellt wird, wie Menschen wilden Tieren vorgeworfen werden, sehr genau und anscheinend mit großem Interesse an. Die Mutter, welche das Kind heimlich beobachtet, sieht zu ihrer Freude, daß das Bild anscheinend einen tiefen Eindruck auf das Kind macht. Gerührt zieht die Mutter das Kind an sich. „Was macht dich so traurig?“ fragt sie. „Ach, Mutti“, lautet die Antwort, „schau, der arme Löwe dort hat noch gar nichts bekommen!“